

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der bellende Hund und das G ethebrinnle. Eine historische Erzählung von  
Viktor Schmidt

[urn:nbn:de:bsz:31-339613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339613)

# Der bellende Hund und das Güethebrinnle

Eine historische Erzählung von Viktor Schmidt

Der Erzherzog Sigismund von Oesterreich, durch seine Streitigkeiten mit den Schweizern in Geldverlegenheit geraten, verpfändete im Jahre 1470 den Sundgau, das Elsass, den Breisgau und den Schwarzwald um 50 000 Gulden und Dekung seiner Schulden, an den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen. Dieser setzte über die abgetretenen Besitzungen den Sundgauer Edelmann Peter von Hagenbach als Landvogt ein, unter dessen Regiment bald eine Schreckensherrschaft begann, worunter die Bewohner, insonders die Tanner, schwer zu leiden hatten.

Peter von Hagenbach wählte als Sitz die Engelsburg in Tann aus, wo er sich auch mit der Gräfin von Thangen vermählte.

Bald nach der Hochzeit aber erfuhr man, dass Sigismund von Oesterreich die Güter, die er dem burgundischen Herzog verpfändet hatte, wieder einlösen wolle.

Diese Nachricht wurde allweg mit grosser Begeisterung aufgenommen. Gruppenweise standen die Tanner in den Gassen, wo sie erregt das Ereignis und seine Folgen besprachen. Manch einer lupfte drohend die Faust gegen das Schloss auf dem Hügel.

Die Erregung war besonders gross bei den Steinmetzen des damals noch unvollendeten Münsters. Sie gehörten zu den erbittertsten Gegnern des Landvogtes. Einer, namens Franz Guth, hatte als Gesellenstück einen steinernen, bellenden Hund gemeisselt, der alsdann auf dem Dach über dem grossen Schiff des Münsters so gestellt wurde, als belle er gegen den Landvogt oben auf der Engelsburg.

Ein Schreiberlein beim Salzmeister hatte den »Güethe-Franz«, wie man den

jungen Schöpfer des bellenden Hundes nannte, verraten.

Der Landvogt geriet darob in grosse Wut und stieg höchst persönlich mit sei-



Einer, namens Franz Guth, hatte als Gesellenstück einen steinernen bellenden Hund gemeisselt . . .

nen Mannen, worunter er in letzter Zeit als Verstärkung Lombarden und Picarden herangezogen hatte, vom Schloss herunter, um sich für diesen Frevel zu rächen und den Täter gefangen zu nehmen und zu verteilen.

Doch er war nicht wenig überrascht, als er das Kattenbachtor verschlossen und von einer grossen Zahl schwerbewaffneter Tanner bewacht fand, die ihm den Eingang in die Stadt verweigerten. Die Bürger, obwohl sie wussten, dass der Gewalttätige auf dem letzten Loch blies, waren auf einen Kampf gefasst und wunderten sich nicht wenig, als der sonst so rachsüchtige Tyrann lächelte, ihnen für die so gute Bewachung der Stadt dankte und sich zurückzog. Er hatte wohl eingesehen, dass seine Macht zu lotteln begann, denn drüben in Freiburg, Säckin-

gen und Neuenburg garte es schon eine gute Rung gegen die burgundische Herrschaft.

Einige Wochen später wurde dem Landvogt der Tanner Boden zu heiss. Eines schönen Tages war er aus dem Schloss verschwunden und man befürchtete, er hole im Burgundischen Verstärkung. Wie gross war denn auch die Freude, als man erfuhr, dass er am Ostermontag in Breisach gefangen genommen und vor ein Gericht gestellt wurde, das aus Vertretern der elsässischen, breisgauischen und eidgenössischen Städte zusammengestellt war. Er wurde zum Tode verurteilt und dichtauf enthauptet.

\*

Es war ein Sonntag des Jahres 1474. Der Frühling hatte bereits alle seine Trümpfe ausgespielt: Schlüsselblumen, Margrittlein, Veilchen, den Blust der Obstbäume, die Störche auf den Nestern der Festungstürme. Trumpf, Trumpf und nocheinmal Trumpf! Und doch hatte er das Spiel noch nicht gewonnen, denn heute wehte vom Drumont wieder ein leiser, kalter Wind herfür und brachte schwere, düstere Wolken.

Ueber dem Städtle Tann lag ein herzkalter Regentag, ein Tag, an dem sich die Menschen wehren müssen gegen Trübsinn und Sonnenlosigkeit im eigenen Herzen.

Und dennoch herrschte im Sädtlein eine Feiertagsstimmung. Es wusselte in den Gassen von Menschen und überall wurde gesungen, denn man feierte den Fall des Unterdrückers Peter von Hagenbach.

Christ ist erstanden \*)  
der landvogt ist gefangen  
dess sollen wir alle froh seyn  
Sigismund soll unser Trost seyn  
kyrie eleison

Wäre er nicht gefangen  
so wär es übel gangen  
seit er nun gefangen ist  
hilft ihm nit seyn böse list  
kyrie eleison

So hörte man überall singen. Die Wirtsstuben waren voll Gäste und viele

\*) *Geschichtlicher Text.*

Fremde waren nach Tann gekommen, um an diesem Befreiungsfest teilzunehmen.

Die Gassen lagen schon in der frühen Dämmerung, zwischen »Fiir und Licht«. Nur am schlanken Turm von Sankt Theobalden hing noch der letzte, matte Glanz des Tages. Und der Regen klopfte und rieselte und schwamm in den Gassen, es war, als müsse einem das Herz vertropfen.

»Ich lach dich aus, du spielverderbender Tag! Hab ich doch genug Wärme und Sonne in mir selbst!« dachte der Steinmetz Franz Guth und lächelte, als er vom Diehleplätzle herkommend leicht und schnell ausschritt.

Es war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, kräftig und gerade gewachsen wie eine Vogesentanne. Seine matte Hautfarbe und die dunklen Augen wurden noch gehoben durch das tiefbraune Haar. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer durch Schüchternheit versteckten gewissen Leidenschaftlichkeit. Er hatte etwas Zurückhaltendes an sich, das man leicht für Hochmut halten konnte.

Nun stapfte er, klaffertief in Gedanken versponnen, durch die nasse, kalte und glitscherige Gasse.

Wie einsam war er doch vordem gewesen! Da er seine Eltern frühzeitig verloren hatte und keinen Freund besass, war er ein Eingänger geworden. Gewiss, er hatte sich immer einen guten Freund gewünscht, aber einen wahren Freund, den sucht man nicht, den findet man, wenn einem das Glück hold ist.

Als einzigen Vertrauten hatte er bislang den Wald gehabt, darin kannte er jeden Weg und Steg. Jeder Baum, jeder Vogel, jedes Geblüme waren ihm vertraut.

Um so fester schloss er sich alsdann an sein Kathrinle. Soeben hatte er wieder mit ihr vor der Haustür auf dem Diehlenplätzle geplaudert und gescherzt und brachte von dieser Stunde so viel Wärme und Sonne mit, dass er sich um den herzkalten Tag so wenig kümmerte, wie um sein erstes Hemd.

Allein aber wollte er jetzt nicht sein. Er empfand das Bedürfnis, in dieser festlichen Stimmung der Stadt unter Menschen zu sein, sich auszusprechen über das frohe Ereignis, das das ganze Land bewegte. So beschloss er denn, in die Wirtschaft »Zum schwarzen Bären« einzutreten, wo er einen Bekannten zu treffen hoffte.

Doch mit seinem Glück soll man nach Hause, mit seinem Leid auf Reisen gehen.

Franz Guth hatte einen Rivalen, den Zigang Hans, ein Schreiberlein beim Salzmeister. Der glaubte sich hoch er-

lief ihr nach auf Weg und Steg, obwohl er wusste, dass sie mit dem Gütthefranz »ging«.

Alles steht in Gottes Hand:

zu Dem Beren bin ich genannt.

So steht auch heute noch am Erker über der Wirtsstube »Zum schwarzen Bären«, in der Franz Guth sellmal eintrat.

Die niedere Stube war mit hiesigen und fremden Gästen angefüllt. Zu hinterst in einer finsternen Ecke war ein kleines, rundes Tischlein, an dem nur ein fremder Gast sass. Aussehen und Kleidung dieses Fremden waren die eines harmlosen Bürgers. Nachdem er Franz artig einen leeren Stuhl angewiesen hatte, bot er ihm, nach damaliger Sitte, seinen Zinnbecher zu einem Schluck.

Franz nahm die Freundlichkeit an und trank auf das Wohl des Fremden und bald waren die beiden in einem angeregten freundschaftlichen Gespräch. Mit jedem Becher Rangenwein wurden die beiden redseliger.

Da trat ein fahrender Sänger in die Stube und nachdem er auf seiner Armharfe einige Akkorde gezupft hatte, hub er zu singen an:

Wend wir aber heben an 1)  
von Hagenbach, dem schandbaren Mann  
wie es ist ihm ergangen  
er lit zu Brisach im Turme tief  
und ist seiner söldner gefangen. 2)

Hagenbach war ein böser Ceib  
dazu vil schön jungfrauen  
dass er also wenig gottesforch hat ghan  
er hat betrogen meng bidermans weib,  
des mag sin arme sel wol trauern.  
Er hat vil unglück gmacht im Länd  
das ist dach denen von Thann ein schand  
dass si's ihm hand vertragen

1) Geschichtlicher Text.

2) Seine Söldner liefen zu den Breisachern über.



Als Antwort spuckte ihm der Zigang ins Gesicht. Da lupfte Franz Guth den derben Doben . . .

haben über den Steinmetzen. Zigang war alleweil nach der neuesten Mode gekleidet und trug die längsten Schuhspitzen der Stadt, wovon er sich zu den Gebildeten zählte.

Gar viele glauben, wie der Hans Zigang, Bildung zu besitzen, weil sie eine Federkratzerei als Arbeit verrichten, im Gegensatz zu anderen, die eine Handarbeit betreiben. Doch Bildung hängt nicht ab von Aeusserlichkeiten, Geschniegelt- und Gebügeltsein, sondern ist etwas rein Innerliches, ist Herzens-, Gesinnungs und Charaktersache.

Der Zigang verbarg hinter seinem feinen Benehmen eine Hohlheit und niedrige Gesinnung, während der Steinmetz Franz Guth seine Gefühle durch mannigfaltiges Lernen, Erleben und Anschauen geklärt und vertieft hatte.

Nun hatte das Kathrinle diesem Schreiberlein in die Augen gestochen. Er

den kopf hat abgeschlagen. 3)  
Wend ihr hören was Hagenbach sprach  
do er den henker ansah:  
muoss ich die stein ufziehen 4)  
wer ich drei mil von diser stat  
in Burgund so volt ich fliechen.

Der Sänger erntete reichen Beifall. Franz Guth war einer, der am meisten in den Beifall einfiel, das Lied hatte ihm sehr gut gefallen. Wohl aus diesem Grunde hatte er nicht bemerkt, dass sich der Zigang in der Stube befand und von einem Tisch zum andern ging und mit den Gästen zwieselte und buschperte, und dass diese alsdann den Fremden scheel anäugten. Er hatte nicht beachtet, dass Neueintretende, von Zigang oder anderen unterrichtet, schiich vermieden, an dem kleinen, runden Tisch in der Ecke Platz zu nehmen, obwohl noch zwei Stühle daran leer waren. Er hatte nicht Anstoss daran genommen, dass, als sein Tischgenosse zahlen wollte, die Wirtin das Geld liegen liess und sich weidlig entfernte.

Nun erhob sich der Fremde, bot Franz die Hand und schritt, gattig grüssend dem Ausgang zu. Jetzt erst fiel es Franz auf, dass keiner der Gäste den Gruss erwiderte, ja, dass sie sogar scheu zurückwichen, auf dass sie nicht mit ihm in Berührung kamen.

Durch das Fenster konnte man den Fremden auf seinen Rappen steigen und talvür davonreiten sehen.

Der Franz trank sein Glas aus, legte nach vergeblichem Rufen nach der Wirtin die Batzen auf den Tisch und schritt zur Tür. Da sah er an einem Tisch einen Bekannten, dessen Kind er einmal mit eigener Lebensgefahr aus dem Hochwasser der Thur gerettet hatte. Den wollte er begrüßen und bot ihm die Hand, doch der wich entsetzt vor ihm zurück.

»Was ist in euch gefahren, Bockstecher, dass ihr mir den Gruss nicht abnehmt?« frug gelassen der Franz.

3) Als die Tanner sich eines Tages gegen den Unterdrücker auflehnten, wurden vier der Rädelsführer enthauptet und ihre Leichen mehrere Tage auf dem Markt liegen gelassen.

4) Hagenbach wurde zur Folterung auf eine Leiter gebunden und der Schinder hängte ihm schwere Steine an die Füsse.

Der Bockstecher Anton schwieg. Nun erhob sich aber der Zigang und schrie in die Stube: »Hinaus mit dem Unehrliehen!«

Franz fragte ruhig: »Mit wem hast du's, Zigang?«

»Mit dir, mit wem sonst!« war die Antwort des Schreiberlings.

»Hinaus mit ihm, der gehört nicht mehr unter anständige Leut!« schrie ein anderer.

Wo ein frecher Spatz ist, sind einandernach zwei, wo zwei sind, sind auch bald drei, und wo drei sind, sind beizeiten zehn, zwanzig.

So war es auch im »Schwarzen Bären« an diesem Abend.

Von allen Seiten erhob sich ein Schreien der Angestifteten: »Hinaus! Hinaus!«

Da kam der Bärenwirt herzu: »Es tut mir halt leid, Guth, aber ich muss euch schon bitten, meine Stub zu verlassen.«

»Was habt ihr denn allesamt gegen mich, bin ich ein Schelm?« erboste sich jetzt der Franz.

»Noch mehr als ein Schelm!« schrie der Zigang, »du bist unehrlich.«

»Unehrllich bin ich, wieso?«

»Brauchst noch zu fragen, gehört ebbe einer, der mit dem Schinder aus einem Glas getrunken und ihm die Hand gedrückt hat, noch unter anständige Bürgerleut?«

»Dem Schinder?« frug der Franz erbleichend.

Darauf der Wirt: »Ihr habt mit dem Mülhauser Scharfrichter aus einem Glas getrunken und ihm die Hand gedrückt. Ich will wohl gelten lassen, dass ihr ihn nicht gekannt habt, ich hab's auch erst seitdem erfahren.«

»Hinaus! Hinaus mit ihm!« schrie der Zigang abermals.

»Hinaus!« gröhlten sie von allen Tischen.

Da wandte sich Franz Guth an das Schreiberlein: »Das hast du mir eingebrockt, Zigang, ich weiss wohl warum. Nicht genug, dass du mich sellmal beim Landvogt wegen dem bellenden Hund ver-raten hast, um dir ein rot Röcklein zu verdienen . . . .«

»Das ist gestunken und gelogen!« gab der Zigang unsicher zurück.

»Ich habe Beweise, sellmal hast du dem Landvogt die Stange gehalten und heute brüllst du am stärksten gegen ihn das Kyrie eleison.«

Einige Gäste stutzten.

»Du lügst, Guth!« schrie der Zigang immer hassiger.

»Du bist ein Verleumder und Dogelemauser, Zigang.«

Als Antwort spuckte ihm der Zigang ins Gesicht. Da lupfte Franz Guth den derben Dohen, um seinem Beleidiger eine ins Gefräs zu patschen, erhielt aber von seitwärts einen Tritt, dass er gegen die Tür tirmelte.

Nun stand er mit schmerzenden Hüften und wundem Gemüt in der dämmerdunklen, nasskalten Gasse. Er tappte einige Schritte weiter, bis zum Theobaldusbrunnen, wo er immer wieder das Gesicht rieb und ins Wasser tauchte, um den Schimpf wegzuwaschen. Dann hupfte er durch den Regen müde und trostlos heimzu ins Storkengässle.

Der Regen klopfte und popperte an die Scheiben, der Wind lottelte und scheppte an den Läden, vom überlaufenden Kenel troff es in den Gassengraben, der zum Bächlein angeschwollen, wild davonwuselte. Ein Hund bellte irgendwo.

Noch nie in seinem Leben hatte sich der Franz Guth so einsam und verlassen gefühlt. Er hatte den Eindruck, als sei dieser Tag der unglücklichste seines Lebens.

Nicht lange hielt er es aus in seinen vier Mauern. Er wollte, er musste sich Trost und Ermutigung bei seinem Kathrinle holen, wenn er nicht verzweifeln sollte.

Auf dem Diehlenplätzle angekommen, piff er vor dem Haus seiner Liebsten das gewohnte Signal. Gewöhnlich kam die Kathrin schon beim ersten Piff herunter. Heute hatte er fünf, sechsmal gepfiffen.

Endlich ging die Tür auf, doch es war nicht die Ersehnte, aber ihre Mutter.

»Ihr braucht nicht länger zu warten, Guth, das Kathrinle hat keine Zeit.«

»Warum nicht?«

»Ihr werdet es wohl wissen, die ganze Stadt weiss es.«

Es traf den Franz wie ein Schlag.

»Kann ich das vom Kathrinle selber bestätigt hören?« frug zaghaft der Verzweifelte.

»Ja«, drang es hinter der Mutter aus dem Hausgang, »ich kann es dir selber sagen, wenn es sein muss, wir sind miteinander fertig.« Es war die Stimme der Kathrin.

»Das ist gemein, er kann ja nichts dafür!« Das war das Nanettle, die Schwester der Kathrin, die so redete. Es gibt Augenblicke im Leben, in denen uns ein Unglücklicher auf den Weg gestellt wird, um unser Herz auf die Probe zu stellen. Solch ein Augenblick war für dem Gerber Baumgartner sein Nanettle in dieser Nacht gekommen.

Sie trat aus dem Haus. »Ihr tut mir aufrichtig leid, dass euch meine Schwester wegen solchen Flausen im Stich lässt.« Und sie wollte auf ihn zuschreiten.

Doch die Mutter hielt sie zurück: »Willst du dableiben, weisst du nicht, dass du selber unehrlich wirst, wenn du mit ihm in Berührung kommst?«

»Das ist mir eintun, was die Leute von mir ratschen. Einweg kann ich nie und nimmer glauben, dass ein Mensch vor Gott unehrlich wird, wenn er einem Unbekannten, und sei es der Schinder, die Hand drückt«, sagte mutig und stark das Nanettle.

»Du bist zu jung, um das zu verstehn«, gab die Mutter zurück.

»Warum hatte der Wirt den Schinder eingelassen? Warum trägt dieser Schinder nicht ein Abzeichen, dass man ihn kennt? Ich würde mich schämen, Kathrin, an deinem Platz.« Nanette hatte sich in einen Kiib hineingeredet.

Die Mutter aber riss das Mädchen hinein und schlug die Tür zu, nicht bevor Nanette noch dem Franz zurufen konnte: »Für mich seit ihr nicht unehrlich, Franz Guth!«

Nun stand er wieder allein auf dem finsternen, nassen Diehlenplätzle. Immer noch leierte der Regen sein müdriges Lied, selbst der Wind war vor lauter Trostlosigkeit in den Winkeln eingeschlafen.

Und er dachte: Ich wusste ja, dass es viel unguete Menschen gibt, aber was frug ich danach, sie dürften noch zehnmal schlechter sein, wenn nur die Eine, die Eine gut gewesen wäre. Aber sie ist es nicht.

Jetzt gibt es nichts mehr für mich auf der Welt, keine Freude, kein Glück, nichts mehr!

Und er schlug ein kurzes, verächtliches Lachen an. Er hatte den Glauben an die Menschheit, den Glauben an sich selbst verloren.



Dort sass er, müde und gebrochen an Leib und Seele

So standen die Dinge und gingen die Tage im kleinen Städtle, das seinen ehrsamem, wohlhüblichen Bürgern nicht viel Abwechslung zu bieten hatte. Es war deswegen allemal für viele eine willkommene Gabe, wenn von eneimerher ein Gerücht angeblasen wurde und von Haus zu Haus durch die engen, winkeligen Gassen lief.

So gab es auch heuer wieder Stoff für ein Gemüchels und Gezwiesels vor den Türen und an den Brunnen.

Das Gerücht ist wie eine Pfeife, die von Langeweile, Eifersucht und Neid geblasen wird, aber die darum so gefährlich ist, weil sie jeder Dettel spielen kann.

»Denkt einmal, Frau Brückenmoser, der Güethefranz ist unehrlich, er hat mit dem Mülhauser Schinder aus einem Glas getrunken!«

»Was ihr nicht sagt, Frau Tschüpp! Dem geschieht es recht, der hat alleweil einen so appartigen Graddel gehabt, man wusste nicht, wollte er einem den Gruss abnehmen, oder war man ihm zu gemein.«

»Ich für mein Teil hab alleweil gesagt, der hat einen Sprossen zuviel.«

»Das Baumgartner Kathrinle wird wohl wissen, warum es mit ihm gebrochen hat.«

»Ich hab hören sagen . . . « und die Frau Brückenmoser hob die Hand vor den Mund und zwieselte der Frau Tschüpp ins Ohr.

Die Verleumdung hat tausend Köpfe, und wenn man eine Armee einsetzte, um sie zu bekämpfen, könnte man sie nicht unterkriegen.

So ging es dem Franz Guth. Bald war kein guter Faden mehr an ihm.

\*

Als der Franz Guth in selder Nacht mit einer Verletzung der rechten Hüfte vom Diehlenplätzle heimgehinkt war, nach der Vernichtung aller seiner Hoffnungen, dem ganzen Zusammenbruch seines Zukunftsplanes, den er mit der ganzen Glut seiner unentweithen Seele gehegt hatte, überfiel es ihn: Fort von allen Menschen, heraus aus allem, heraus aus dem Leben! Es wird mich ja niemand mangeln.

Und er hupfte ziellos fort, nahm instinktiv den Weg zu seinem Lieblingsplätzle im Fichttannenwald, wo ein Steg über das Steinbächle und ein gacher Pfad zwischen hohen, stillen Tannen, die sich mit mächtigen Wurzeln an den steinigem Abhang klammern, zu einem, an zwei Buchen angelehnten Bänklein führt.

Dort sass er, müde und gebrochen an Leib und Seel. Alles war ihm eintun geworden.

Eine Schwarzdrossel schlug an, ein Tannenfink piepste im Geäst, Spechte poppten an den Baumstämmen und eine Bachstelze hatte sich hinter dem Einsamen auf die Rücklehne des Bänkleins gesetzt und wuppte lebenslustig mit dem Schwänzlein. Das Steinbächle buschperte und wuschperte untendran, als wollte es den Verzweifelten aufmuntern.

Er sah und hörte nichts. Er dachte nur allgebott das eine: Was soll ich noch hier? Einsam, gemieden, verachtet, ohne Liebe, ohne Hoffnung!

Wie es bei einem Sterbenden ist, als ob ihm eine Binde von den Augen fällt, so erkannte Franz in diesem Moment sich selbst und seine Umwelt, die Verirrungen der Menschen mit entsetzlicher Klarheit.

Die nüchterne Wahrheit glotzte ihn an wie das Medusenhaupt. Und ein unbeschreiblicher Ekel vor dieser Welt erfasste ihn. Das Leben schien ihm zwecklos und jämmerlich, sodass er den Strick, der auf seiner Gehre lag, und den er als einzige Habe mitgenommen hatte, wie eine Erlösung betrachtete.

Die Nacht mit ihren Geheimnissen und Wundern war in das Tal gesunken. Franz sass immer noch auf dem Bänklein im Fichttannenwald. Nicht einmal der kurze Schlaf ist eine Ruhe für einen, der bis in den Traum von peinigenden Gedanken verfolgt wird.

Aber im Wald ist um diese Stunden eine feierliche Stille, durch die das Locken des Lebens, der Odem der Liebe zieht. Und da konnte auch Franz sich nicht gegen ein heimliches, zartes Gefühl wehren, das irgendwo in seinem Innern lebendig geblieben war. Es waren ein paar Worte, Töne, die wie weiche Flügelschläge an seine Seele bobbelten: »Für mich seid ihr nicht unehrlich, Franz Guth!«

Ein Husch von Zärtlichkeit flog über das Gesicht des Einsamen und er legte den Strick wieder beiseite. —

Als der Tag über dem Schwarzwald graute, gesellte sich zu seinem seelischen ein leiblicher Schmerz: der Durst. Und er nahm den Strick unter den Arm und humpelte auf dem schmalen Pfad weiter bis zum »dritten Boden«, wo er ein Brunnlein wusste. —

Wochen waren vergangen. Unter einem bleigrauen Himmel zwirbelten schon die ersten Blätter von den Bäumen, nicht widerwillig und müdrig, sondern leicht und mit graziösem Flug, obschon sie sich zum Sterben hinlegten. Wie ein Menschenherz, das stolz sein Leid hinter einem Lächeln verbirgt. Dannetwann zwitzerte ein Sonnenstrahl über den Pfad beim Brünnele im »dritten Boden« des Fichttannenwäldle.

Es war ein recht primitives Brunnlein, das hier in der Stille des Waldes sein eintöniges Liedlein leierte. Aus einem längsdurchschnittenen Baumast, in den eine Rinne gegraben worden war, lief das Quellwasser in einen ausgehöhlten, moosbewachsenen Baumstamm. Aber der Frühling stellte seine ersten Maiglöckchen, der Sommer seine höchsten Fingerhüte und der Herbst die grössten Walderdbeeren rundum. Der Winter kramte dem Brunnlein einen glanzigen, märchenhaften

Staat, dass man es schier nicht wiedererkannte.

Heute schwammen, wie ein winziges Geschwader, goldiggelbe Blättlein im Trog. Die Holzrinne mochte es nicht leiden und trieb die Blättlein fort mit ihrem unermüdlichen Geriesel. Sie wehrten und drehten sich vergebens, sie mussten weichen. Aber es kamen immer wieder neue hinzu.

Ueber hundert, die so widerspenstig fortgetrieben wurden, hatte der schon gezählt, wo am Brunnlein auf einem Felsblock hockte. Er hatte wilde Bart- und Kopfhare und, trotz seiner Jugend, schon tiefe Runzeln im Gesicht. Seit Wochen lebte er hier, weit von der Welt und den Menschen, mit denen er abgeschlossen hatte. Er nährte sich von Früchten, Kräutern und Wurzeln, und floh wie ein schliches Tier, wenn er ein menschliches Wesen witterte. Allweil trug er auf dem Arm einen Strick, den er schon etliche Mal an einen Ast gebunden hatte. Nicht das Zagen vor dem letzten, äussersten Schritt war es, das ihn zaudern liess, sondern eine Stimme, ein paar Worte, die ihn immer wieder sacht und lind einwiegten in allerlei Träume.

Jetzt aber kam der Winter, dem konnte er nicht entweichen, der Aufenthalt wurde hier unmöglich, da war denn der Strick wohl oder übel die einzige Lösung.

Ein Geräusch von raschelnden Blättern scheuchte ihn auf. Er horchte mit allen seinen Sinnen. Noch einmal, und schon war er hinter einem nahen, dicken Baumstamm verschwunden. Aber diesmal war es zu spät, er war gesehen worden.

»Franz Guth, ich bitt' euch, reisst nicht aus vor mir, ich muss mit euch reden!«

Es waren die vertrauten Töne, die ihn bis heute am Leben erhalten hatten. Aber er kam nicht aus seinem Versteck hervor.

»Franz Guth, nehmt doch Vernunft an, seit Wochen such ich euch, ihr dürft euch nicht länger verstecken!«

»Was willst du von mir, Nanettle?« Er erschrak ob seiner eigenen Stimme.

»Ich beschwör euch, lasst mit euch reden, ich muss mit euch reden.«

»Aber ich bin doch unehrlich, und du riskierst es auch zu werden, wenn du in meine Nähe kommst, Nanettle.«

»Das ist mir eintun, Franz. Kommt, setzt euch zu mir und hört zu.« Und sie setzte sich auf das weiche Moos oberhalb des Brunnleins.

Langsam, zögernd kam er hervor. Nanettte erschrak, als sie ihn in diesem Zustand, mit einem Strick unter dem Arm, erblickte, wie er immer noch hinkte, und ein tiefes, hilfsberechtigtes Mitdauern stieg in ihr auf. Er setzte sich mit grossem Abstand in ihre Nähe.

»Franz Guth, ihr müsst ins Städtle zurückkommen, unter die Menschen, das ist kein Leben, so einsam und allein im Wald.«

»Ich dank dir, Nanettte, für deine Mühe, aber glaub mir, es ist mir wohler hier als bei den Menschen.«

»Ihr dürft nicht so reden, Franz. Ich weiss ja, die Menschen sind unkampelt mit euch gewesen, aber seht ihr, Franz, ich bin noch jung, und doch weiss ich schon viel vom Leben. Im Glück soll man ans Unmuss und an die letzten Menschen denken, im Unglück aber darf man nicht vergessen, dass es noch Gute gibt auf der Welt, und dass das Leben auch Schönes bieten kann.«

Franz schüttelte den Kopf. »Ich hab keine Lebensfreude und auch keinen Lebensmut mehr. Lass mich, Nanettte, geh zu den Menschen und freue dich am Schönen, das dir das Leben bieten kann.«

»So leicht lass ich mich nicht abweisen, Franz. Vielleicht denkt ihr anders, wenn ich euch sag, dass ihr gar nicht unehrlich seid.«

Er hob den Kopf, es war eine Weile still um sie, nur das Brünnele babbelte und zwieselte.

Nun erzählte Nanettte, dass es ihr keine Ruhe gelassen hatte, als es im Städtle hiess, der »Güethefranz« sei verschwunden, niemand wusste, wohin er gegangen sei. Sie habe an diese Unehrlichkeit nie geglaubt. Da habe sie einmal einen hohen Herrn aus Breisach im Städtle gesehen, der die Bürger über die Verluste, die sie durch die Untaten des Landvogtes erlitten hatten, ausfragte. Sie habe all ihren Mut zusammengenommen, um ihm den Vorfall mit dem Schinder zu erzählen und zu fragen, wie es mit

der Unehrlichkeit stehe. Zuerst habe der Herr hell aufgelacht, dann aber unwillig den Kopf geschüttelt und gesagt, man solle solche Leute in den Turm werfen, die einen Menschen wegen dem in Not bringen. In den grossen Städten verkehre der Scharfrichter mit ehrbaren Bürgern.



Sie setzten sich auf das weiche Moos oberhalb des Brünneles

Und wieder war es still um sie, nur eine Krähe krächzte irgendwo, es war wie ein Klagegedicht der sterbenden Natur.

Nanettte erzählte weiter, wie sie ihn einmal im Walde erkannt habe, als er vor ihr floh, wie sie zu den Steinmetzen gegangen war, um ihnen das mitzuteilen, wie man ihn seither vergebens gesucht hatte. Sie sprach von sell und jenem, was sich seitdem im Städtle zugetragen, dass der Zigang heimlich verduftet sei, weil ihm die Steinmetzen gedroht hatten, dass fremde Herren seinen steinernen Hund gesehen und erklärt hätten, dass es die Arbeit eines werdenden Künstlers sei.

Lange war ihr Bemühen, ihn aufzurichten, vergebens.

Da sah er sie an. Ueber Nanettte, die eben erst aus den Kinderjahren heraustraten war, hatte die Jugend alle ihre Gaben gegossen. War es der Abend, der ihre Gestalt so verführerisch vom dunklen Hintergrund des Waldes abhob? Ihre grossen, tiefdunklen Augen sahen ihn un-

befangen und lebensfroh an, und aus diesen Sternen leuchtete eine grosse, treue Seele.

Da fanden sich ihre Hände. Und als der Verzweifelte die Wärme fühlte, das Leben, das aus dieser kleinen Hand in sein Blut floss, klärte sich sein Gesicht auf, seine Augen bekamen einmal wieder einen Glanz.

Und das Nanettle sprach weiter: »Seht ihr, nicht das kleinste Mücklein lebt allein, lugt, wie sie sich immer wieder aufsuchen, die Mücklein, die Ameisen, die Vögel, um miteinander zu leben. Und so gehört auch der Mensch unter die Menschen. Keiner erträgt die Einsamkeit auf die Länge, ohne zu verkommen an Leib und Seel. Und gerade ihr, Franz Guth, habt nicht das Recht, euch von den Menschen abzusondern, ihr habt im Gegenteil die Pflicht, euer Talent der Kunst zur Verfügung zu stellen.«

Und wieder sah er ihr in die Augen. Nun ging eine Wandlung in ihm vor, wie ein Erwachen kam es über ihn.

Da erhob sich Nanettle, nahm ihn bei

der Hand und führte ihn ins Städtle, ins Leben zurück.

\*

Franz Guth wurde ein Meister. Das Tanner Münster verdankt ihm manch schönes, steinernes Meisterwerk. Eine Figur am Münster soll sogar die Züge seines jungen Weibes, des Nanettle, aufweisen.

Der steinerne Hund bellt heut noch auf dem Dach über dem grossen Schiff des Münsters, obschon der Tyrann in Asche zerfallen, längst auf dem kleinen Friedhof seines Heimortes Hagenbach ruht und das stolze Schloss nur noch eine Ruine ist, über der Gras und Unkraut wächst.

Sic transit gloria!

An Stelle des primitiven Brunnleins im »dritten Boden« des Fichttannenwaldes aber steht heute ein schöner, eingefasster Brunnen, der immer noch das »Güethebrinle« genannt wird, dessen Namen wohl mit der Leidensgeschichte des »Güethefranz« im Zusammenhang steht.

## Steinby

E still, klei Tal, wu dunkle Tanne traime,  
E Pfad, wu d'Sunne druf Goldtupfe molt,  
Wu g'heimnisvoll 's Steibächle vu eneime  
Wit üs de Bärge iwer d'Felsstei drohlt.

Dert uf däm kleine Stickle Heimetbode,  
Ueswägs vu Menschebräschte, Ardeleid,  
Hann ich gar mänk mol an de Rätzel g'rote  
Vu dr Natür un vu dr Ewigkeit.

Ich hann in triewe und verklärte Stunde  
In's Friejhohr briedelt un in d'Summerpracht,  
Un wenn dr Herbscht hat s' Ràblaüb a'gezunde,  
Wenn d'miede Tàg sinn zottelt friehj in d'Nacht.

Wer kan die Wunder àcht erlickre, fasse  
Wu ahne mir, dr Kopf wird schwär un mied,  
Doch boll schloft d'Sähnsucht i un düss un g'lasse  
Wird üs'm Traum als, weiss Gott wie, e Lied.

Viktor Schmidt.